

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 21 (1965)
Heft: 3

Artikel: Eine heilsame Lektion
Autor: Berger, Otto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-420814>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Eine heilsame Lektion

Von Otto Berger

Gegen das Ende meiner Studienzeit wurde ich vorübergehend zum Sekretär eines Komitees gewählt, das sich zusammengefunden hatte, um eine festliche Veranstaltung vorzubereiten, die in einem historischen Umzug gipfelte. Die organisatorischen Arbeiten waren mit einem vielfältigen Briefwechsel verbunden, der zu meinen Obliegenheiten gehörte. Dazu hatte ich Protokolle abzufassen und die Presse mit Hinweisen auf das bevorstehende Ereignis zu bedienen. Als ich das erstemal im Büro des Präsidenten, eines wohlhabenden Kaufmanns, vorsprach, um mich in mein Amt einführen zu lassen, bemerkte er beiläufig, er hoffe, meine Arbeit werde mich nicht über Gebühr beanspruchen, da ich als angehender Deutschlehrer ohne Zweifel über eine leichte Feder verfüge, die mir ermögliche, die täglichen Schreibereien im Fluge zu erledigen.

Im Gegenteil, antwortete ich, mir mache das Schreiben Mühe; auch pflege ich die Entwürfe sorgfältig auszufeilen, bis ich glaube, für jeden Gedanken den besten Ausdruck gefunden zu haben.

Er wandte ein: „Diese Arbeitsweise hat für uns Kaufleute insofern einige Bedeutung, als auch wir uns eines klaren, anschaulichen Stils befleißigen sollten. Im übrigen aber heißt es für uns: Zeit ist Geld! Es ist auch nicht nötig, an unsere dem geschäftlichen Alltag dienenden Korrespondenzen die höchsten Anforderungen zu stellen. Wer weiß, was er will, wird — immerhin ein sicheres Sprachgefühl vorausgesetzt — seine Briefe und Berichte in einem Zug aufs Papier bringen oder sie, bei einiger Übung, in die Hand seiner Hilfskräfte diktieren.“

Von dieser erstaunlichen methodischen Wegleitung eines Unzünftigen war ich derart betroffen, daß ich es, um meine Verlegenheit zu verbergen, für gegeben erachtete, das Gespräch auf die Traktandenliste der bevorstehenden Vorstandssitzung zu lenken, worauf ich mich verabschiedete.

Der Präsident war mir aus seiner öffentlichen Tätigkeit einigermaßen bekannt. Überall, wo es galt, der Allgemeinheit zu dienen, stand er in vorderster Reihe. Sohn einer angesehenen, alteingesessenen Familie, hatte er die städtischen Schulen besucht, dann aber wider alles Erwarten eine kaufmännische Lehre im Welschland angetreten. Als er fünfundzwanzig Jahre alt war, betraute ihn eine schweizerische Handelsgesellschaft mit einem verantwortungsvollen Posten in Indien, wo er sich ein ansehnliches Vermögen erwarb, mit dem er nach seiner Rückkunft ein eigenes Importhaus gründete. Er brachte es derart in Schwung, daß er nach einem Jahrzehnt ein reicher Mann war und sich in der Gesellschaft einer vollkommenen Unabhängigkeit erfreute.

Diese erfolgreiche Persönlichkeit war für ein paar Wochen mein Ratgeber und Mentor geworden und nahm sich heraus, mir auf einem Gebiet Lehren zu geben, wo ich glaubte, durch meine Studien hinlänglich vorbereitet zu sein.

Nach einer Zusammenkunft des Komitees hatte ich außer dem Verhandlungsbericht zwei weitere Schriftstücke abzufassen. Fürs erste einen Brief an eine Kostümverleihanstalt. Ihre Preise für einmaligen Gebrauch von etwa 500 mittelalterlichen Männer- und Frauenkleidungen und etwa 50 Rüstungen erschienen der Mehrheit der Vorstandsmitglieder zu hoch, verglichen mit den Forderungen zweier anderer Firmen. Man wäre aber gerne mit dem ersten Geschäft ins reine gekommen, weil es wegen seiner stilechten Ausstattungsgegenstände die beste Gewähr für einen prunkvollen Festumzug bot. Meine Aufgabe bestand nun darin, durch ein kluges und diplomatisch abgefaßtes Schreiben die gewünschte Preisermäßigung zu erzielen. Ich quälte mich wohl eine Stunde mit dem Entwurf herum, strich durch, ergänzte, verwarf die neuen Wendungen, Als die Qual ein Ende nahm, lag ein bis in die letzte Zeile zerkorrigierter Text vor mir, den ich auf ein frisches Papier übertrug, auf dem ich wiederum Korrekturen anbrachte.

Es lag mir ferner ob, einen im Lokalblatt erschienenen Angriff auf die in die Wege geleitete Geldsammlung zur Finanzierung des Umzuges abzuwehren. Der Kritiker hatte vor allem beanstandet, daß die Namen der Spender veröffentlicht wurden. Das stelle einen moralischen Druck auf jene Leute dar, denen es widerstrebe, bei jeder derartigen Bettelei in den Sack zu greifen; es wäre nämlich ein leichtes, aus den Listen der Geber auf jene Privaten und Ladeninhaber zu schließen, die, weil sie der unnötigen Festlichkeit keine Sympathien entgegenbrächten, auch die kleinste Spende be-

harrlich verweigerten. Und nun sei es naheliegend, daß sie den Hänseleien der Veranstalter zum Opfer fallen.

Zum erstenmal war mir Gelegenheit geboten, in ein örtliches Streitgespräch einzugreifen. Doch bereitete mir die Überlegung, daß ich die Antwort an einen mir Unbekannten zu richten hatte, etwelches Unbehagen. Ich brachte schließlich mit der gleichen Mühseligkeit, mit der ich mich bei der Abfassung des Briefes abgequält hatte, zwei Seiten zustande, die mich nicht befriedigten.

Als ich am Abend die Blätter auf den Schreibtisch des Präsidenten legte, war mir zumute wie einem Schüler, der einen schlechten Hausaufsatz abgibt. Er setzte den Kneifer auf, überflog zuerst den Brief und dann den Zeitungsartikel. Er sah mich prüfend an und sagte: „Junger Mann, Ihre Entwürfe sind gut gemeint. Doch vermisse ich in beiden den persönlichen Ton — das heißt jenen durch eine tiefe Anteilnahme an der gegebenen Situation verursachten Pulsschlag, der die Gedankenführung unwiderstehlich macht.“

Ich kam mir wie ein Angeklagter vor. Er wandte kein Auge von mir und sagte: „Setzen Sie sich an den Schreibtisch, ich werde Ihnen zuerst den Brief und dann die Antwort an den Quertreiber diktieren.“ Ich machte mich bereit. Ohne sich weiter zu besinnen, fing er an. Leider ständen dem Organisationskomitee nur beschränkte Mittel zur Verfügung. Trotzdem setze es seine Ehre darin, dem Umzug durch eine stilechte Kostümierung der Teilnehmer ein glanzvolles Gepräge zu geben, was aber nur möglich sei, wenn die Ausrüstung durch ein so leistungsfähiges und bekanntes Geschäft geliefert würde, mit dem er die Ehre habe, in Verhandlungen einzutreten. Es lägen verschiedene andere, bedeutend niedrigere Angebote vor. Ehe man aber eines von diesen in Betracht ziehe, erlaube er sich anzufragen, ob es der ehrenwerten Firma nicht möglich wäre, ihre Forderungen der Konkurrenz anzupassen, wobei bei einem guten rechnerischen Abschluß des Festes, der vom günstigen Wetter abhängt, ein Zusatzbeitrag von höchstens 500 Fr. in Aussicht genommen werden könne. Mit einem aus dem üblichen Rahmen fallenden Gruß schloß er den Brief ab.

Er reichte mir einen zweiten Bogen, steckte seine Pfeife von neuem in Brand und begann, den Zeitungsartikel aus dem Ärmel zu schütteln. Es sei bedauerlich, daß in dem Augenblick, in dem sich alle guten Kräfte zu einem der Stadt zur Ehre gereichenden Feste rüsteten, es einem übelwollenden Einsender gefalle, Unkraut unter den Weizen zu säen. Die Geldsammlung böte die einzig mögliche Gelegenheit, das mit viel Kosten verbundene frohe Unternehmen

auf eine gesunde finanzielle Grundlage zu stellen. Es sei ein Gebot der Höflichkeit und des Dankes, die Namen der Spender zu veröffentlichen. Zu vermuten, es gäbe bei uns nur eine einzige heimtückische Seele, der es ein Vergnügen mache, die Listen in dem bewußten Sinne zu untersuchen, bedeute eine Beleidigung aller. Und darum werde die Einsendung das Gegenteil des beabsichtigten Zweckes bewirken, indem von jetzt an die Geldbeträge noch freudiger in die Kasse flössen, was sich ohne Zweifel schon heute abend erweisen werde, so daß man dem Urheber des Angriffs eigentlich danken sollte, als einem „Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft“.

Als er zu Ende war, beauftragte er mich, das Ganze sofort abzuschreiben, und fuhr fort: „Die Antwort an den Kritiker leiten Sie mit dem Satz ein: ‚Das Sekretariat des Organisationskomitees schreibt uns‘; Sie müssen unter allen Umständen als Verfasser gelten.“

Gegen diese Zumutung wollte ich mich wehren, da mir nichts peinlicher sei, als mich mit fremden Federn zu schmücken. Entschieden lehnte er meine Einwände ab und wiederholte den Befehl, worauf ich mich in zwiespältiger Stimmung nach Hause begab und mich der Aufgabe entledigte. Ich brachte den Brief vor Mitternacht auf die Post und warf den Artikel in den Kasten der Redaktion, dann suchte ich mein Zimmer auf, fand aber den Schlaf erst gegen Morgen.

Mit einem Unbehagen, wie ich es schon lange nicht mehr verspürt, öffnete ich am folgenden Mittag die Zeitung. Die Erklärung stand darin. Ich wagte nicht auszugehen, um vor allfälligen Bemerkungen Bekannter sicher zu sein. Vor dem Einnachten rief mich der Aktuar an. Er dankte mir für den ausgezeichneten Artikel. Seit Mittag seien mehr Beiträge gezeichnet worden als die ganze vorige Woche.

In der nächsten Vorstandssitzung drückten mir sämtliche Mitglieder die Hand und ermunterten mich, in diesem Stile weiter zu schreiben. Inzwischen war auch eine zustimmende Antwort des Kostümhauses eingelaufen, was wohl, wie einer bemerkte, ein Verdienst meines geschickt abgefaßten Briefes sei. Der Präsident, der mir die ganze Zeit hindurch wohlwollend zulächelte, beauftragte mich im Einverständnis mit den Kollegen, einen Aufruf zu entwerfen, in dem die Bevölkerung der engern und weitem Umgebung der Stadt aufgefordert werde, am Sonntag in Massen den Umzug zu besuchen und die Plakette, die in allen Straßen feilgeboten

werde, zu kaufen. Der Ertrag werde zur Deckung der großen Ausgaben verwendet.

Von dieser Stunde an erfüllte ein einziger Gedanke mein Sinnen und Träumen. Der Festzug nahm vor meinen Augen Gestalt an. Ich sah die Menschenmassen aus allen Himmelsrichtungen durch unsere Gassen strömen. Musik und Gesang widerhallten in meinen Ohren. Und nun erschienen die historischen Gruppen, zu Fuß, zu Wagen und zu Pferde, von einer blendenden Sommersonne überstrahlt.

Ich setzte mich an den Tisch und fing an zu schreiben. Was ich noch nie erlebt, jetzt wurde es Wirklichkeit: Die Worte formten sich ohne irgendwelche Anstrengung zu Sätzen. In einer halben Stunde war ich zu Ende und eilte stehenden Fußes zum Präsidenten, der über einem dicken Geschäftsbuch saß. Bedächtig nahm er das Blatt in die Hand und las es durch. Dann sah er mich lächelnd an und sagte: „Ich gratuliere Ihnen. Es ist Ihnen gelungen.“

Übergänge

Von Otto Nüßler, Wiesbaden

Jeder weiß und redet davon, daß sich die Sprache wandelt, aber kaum einer will daraus die Konsequenzen ziehen. In der Schule haben wir gelernt, daß man einen Nebensatz nicht mit „trotzdem“ einleiten darf. „Trotzdem“ sei den Hauptsätzen vorbehalten, hieß es. Man dürfe sagen: „Es regnet; ich gehe trotzdem spazieren.“ Aber nicht: „Trotzdem es regnet, gehe ich spazieren“ — das sei grundfalsch, und es müsse „obwohl, obgleich, obzwar, obschon“ heißen. Die normative Grammatik hat bis vor kurzem an dieser Vorschrift festgehalten, obgleich zum Beispiel schon Otto Behagel 1928 an der unterordnenden Konjunktion „trotzdem“ (gekürzt aus: „trotzdem daß“) nichts auszusetzen gefunden hatte und aus Auerbachs Romanen diesen Satz zitierte: „Gegen die Kirchbäuerin zumal blieb sie, trotzdem sie jetzt tot war, in ihrem alten Urteile.“ Und wären wir als Schüler raffiniert genug gewesen, dann hätten wir unseren Deutschlehrer mit ausgewählten Gegenbeispielen aus seiner eigenen germanistischen Fachliteratur mühelos aufs Kreuz legen können. Wir waren aber nicht raffiniert, wenigstens nicht in dieser Beziehung. Mittlerweile ist der Sprachwandel so weit